Rama-Brot macht Wangen rot

1. Jahrgang Nummer 15

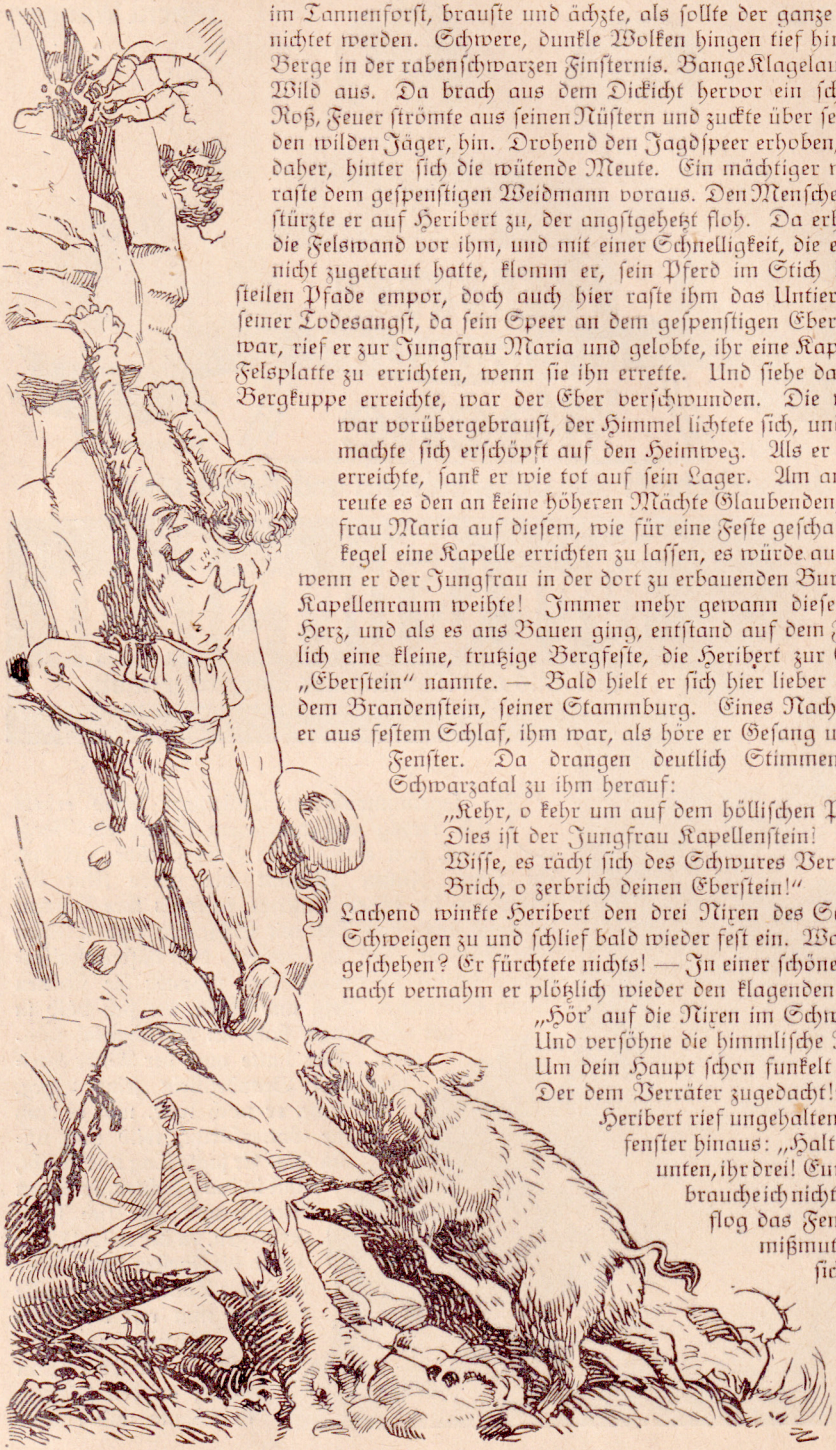
Jugendschrift zur Unterhaltung und Belehrung

Der Eberstein

Ein Bild aus Thüringens Vergangenheit

von Helene v. Brockhusen

Im sagenumwobenen Thüringer Land erhebt sich trotzig auf moosigem Grund ein Bergkegel, von einem alten Burggemäuer gekrönt. Zu seinen Füßen schäumt die wilde Flut der Schwarza im engen Flußbett, oftmals ihre Dämme brechend und das Tal mit Schlamm und Steinen überschüttend. Am Klythenstein, dem düstern Felsengang, braust sie vorbei, dort wohnen die schönen Nixen Schwarza, Besa und Inka, die sich bald in der Schwarza, bald im Kotschautal tummeln. Hier hatte auch der Ritter Heribert von Brandenstein seine Burg. So jung er noch war, war er doch ohne Gottesfurcht, wild und unbändig. Er jagte Tag und Nacht, selbst in den Nächten, in denen Mensch und Tier sich scheu verbergen, da der wilde Jäger durch die Forsten hetzt. Aber in seiner Tollkühnheit wollte Heribert nun erst recht pirschen! Grausig war die Nacht, der wilde Sturm rüttelte an den Föhren, es stöhnte und krachte



im Tannenforst, brauste und ächzte, als sollte der ganze Wald vernichtet werden. Schwere, dunkle Wolken hingen tief hinab auf die Berge in der rabenschwarzen Finsternis. Bange Klagelaute stieß das Wild aus. Da brach aus dem Dickicht hervor ein schnaubendes Roß, Feuer strömte aus seinen Nüstern und zuckte über seinen Reiter, den wilden Jäger, hin. Drohend den Jagdspeer erhoben, stürmte er daher, hinter sich die wütende Meute. Ein mächtiger wilder Eber raste dem gespenstigen Weidmann voraus. Den Menschen witternd, stürzte er auf Heribert zu, der angstgehetzt floh. Da erhob sich jäh die Felswand vor ihm, und mit einer Schnelligkeit, die er sich selbst nicht zugetraut hatte, klomm er, sein Pferd im Stich lassend, die steilen Pfade empor, doch auch hier raste ihm das Untier nach. In seiner Todesangst, da sein Speer an dem gespenstigen Eber abgeprallt war, rief er zur Jungfrau Maria und gelobte, ihr eine Kapelle auf der Felsplatte zu errichten, wenn sie ihn errette. Und siehe da, als er die Bergkuppe erreichte, war der Eber verschwunden. Die wilde Jagd war vorübergebraust, der Himmel lichtete sich, und der Ritter machte sich erschöpft auf den Heimweg. Als er seine Burg erreichte, sank er wie tot auf sein Lager. Am andern Tage reute es den an keine höheren Mächte Glaubenden, der Jungfrau Maria auf diesem, wie für eine Feste geschaffenen Felskegel eine Kapelle errichten zu lassen, es würde auch genügen, wenn er der Jungfrau in der dort zu erbauenden Burgfeste einen Kapellenraum weihte! Immer mehr gewann dieser Plan sein Herz, und als es ans Bauen ging, entstand auf dem Felsen wirklich eine kleine, trutzige Bergfeste, die Heribert zur Erinnerung „Eberstein" nannte. — Bald hielt er sich hier lieber auf als auf dem Brandenstein, seiner Stammburg. Eines Nachts erwachte er aus festem Schlaf, ihm war, als höre er Gesang unter seinem Fenster. Da drangen deutlich Stimmen aus dem Schwarzatal zu ihm herauf:

„Kehr, o kehr um auf dem höllischen Pfad!
Dies ist der Jungfrau Kapellenstein!
Wisse, es rächt sich des Schwures Verrat,
Brich, o zerbrich deinen Eberstein!"

Lachend winkte Heribert den drei Nixen des Schwarzatals Schweigen zu und schlief bald wieder fest ein. Was sollte ihm geschehen? Er fürchtete nichts! — In einer schönen Sommernacht vernahm er plötzlich wieder den klagenden Gesang:

„Hör' auf die Nixen im Schwarzatal
Und versöhne die himmlische Macht!
Um dein Haupt schon funkelt der Strahl,
Der dem Verräter zugedacht!"

Heribert rief ungehalten zum Burgfenster hinaus: „Haltet Ruhe dort unten, ihr drei! Eure Warnung brauche ich nicht!" Krachend flog das Fenster zu und mißmutig legte er sich wieder nieder. Es geschah auch nichts weiter in der kommenden Zeit,

der Graf lebte sorglos in den Tag hinein und zog mit Hallo und Hussa durch die Wälder. — Glühend heiß war der Sommer und schwere Gewitterluft brütete über den Wäldern Thüringens. Auch auf der Höhe des Burgberges wehte es nicht kühler. Der Ritter konnte keinen Schlaf finden, die Schwüle war zu drückend. Ruhelos wanderte er des Nachts durch die Hallen, doch nirgends wehte ein erfrischendes Lüftchen. Endlich stieg er in das Burggärtlein am Felsenhang, totenstill war die Nacht. Da plötzlich klang es wieder warnend aus dem Flußbett herauf:

„Du wagtest's, die Jungfrau zu äffen,
Graf Heribert, nimm dich in acht!
Es wird deinen Lügenstein treffen
Die Lohe aus göttlicher Nacht!"

In heller Wut schleuderte Heribert einen großen Felsstein mit Wucht in die Tiefe. Erschreckt versanken die Nixen, und als Heribert hastig sein Schlafgemach betrat, klang es noch in sein Ohr: „Wehe dir, Heribert!" — Plötzlich füllte die Luft ein Sausen und Brausen, es leuchtete hell auf über den rauschenden Baumkronen, es ächzte und knarrte in den schlanken Stämmen der Tannen und Fichten, mit unheimlicher Schnelligkeit kam es heraufgezogen, Blitz folgte auf Blitz, und die Donner rollten ununterbrochen in den Bergen. Die Nacht wurde hell wie der Tag; denn unaufhörlich flammte das grelle Licht über den schwarzen, regenschweren Himmel und zerriß die Wolkenwände. Doch kein Regen fiel und immer heftiger tobte das Unwetter. Da — ein furchtbar flackerndes Feuer, ein schrecklicher Donnerschlag — und eine hohe Feuersäule schlug aus der Burg! Fassungslos stand der Graf. Mit rasender Schnelligkeit griff das Feuer um sich, und kopflos flüchteten die wenigen Knappen und Knechte den Berg hinab; denn eine Rettung war unmöglich. Auch Graf Heribert stürzte zu seinem Rappen und jagte auf dem ungesattelten Tier die halsbrecherischen Pfade hinunter ins Tal. Dort wandte er sich und sah seine Trutzfeste wie eine Riesenfackel grell die Nacht erleuchten. Dann trieb er sein Roß an, um nach dem Brandenstein zu stürmen, doch die wildschäumende Schwarza ließ ihn nicht vorwärts kommen, Schlamm und Felsgeröll warf sie ihm in den Weg und weißen Gischt stiebte sie ihm ins Gesicht. Da zuckte wieder ein zischender Blitz blendend hernieder, und Heribert lag fluchend unter seinem erschlagenen Pferde. Mit unmenschlicher Mühe wand er sich hervor, doch glitt er auf dem schlüpfrigen Schlamm aus und rollte in der Dunkelheit hinab in die Schwarza. Drei weiße Nixenleiber schlossen den sich wild Wehrenden ein und zogen den sich Sträubenden hinunter auf den Grund des Flußbettes. — Der Eberstein brannte bis auf den Grund hernieder, einige Mauerreste und ein eisernes Tor sind allein von der Burg übrig geblieben. Auf dem Stein aber haust jetzt die Bilbz, eine alte Hexe, die hier sofort nach Heriberts Untergang in dem zerstörten Gemäuer auftauchte; umgeben von ihren wilden Katzen und krächzenden Raben, brütet sie dort oben Unheil, beschützt von einem struppigen, geifernden Hunde, den sie als Wächter auf den Eberstein gebannt hat und dessen schauerliches Geheul oft grausig durch die Nächte dringt.

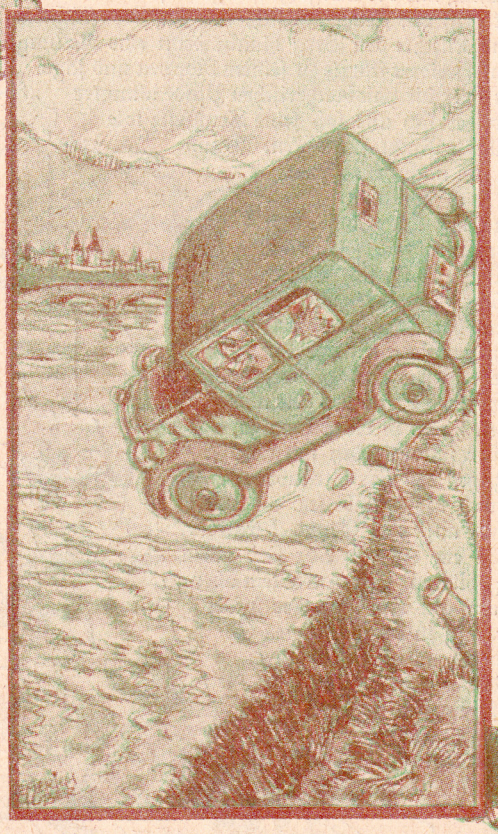
Verkehrsunsitten

VON DR. E. MEYER

Ihr alle habt schon von Verkehrsunfällen gelesen, die sich fast täglich ereignen. Es ist heute nicht mehr wie zu Großmutters Zeiten, wo man plaudernd und gemächlich auf der Straße spazierenging, wo kein Auto, kein Motorrad vorbeisauste, wo kein Hupensignal, kein Schrillen der Glocke die behäbige Ruhe störte. Ihr wißt, daß durch Kraftwagen und Kraftrad der Straßenverkehr heute viel gefahrbringender geworden ist. Wer heute auf der Fahrbahn sich befindet, sei es als Radfahrer oder als Fußgänger, der muß damit rechnen, daß, wenn er nicht auf den Verkehr achtet und die Verkehrsvorschriften befolgt, einem Verkehrsunfall zum Opfer fällt. — Wir bringen in unserer Zeitschrift für euch Verkehrsunfälle, die sich ereignet haben. Lernt daraus, wie man sich heute auf der Straße verhalten muß, wenn man nicht selbst Schaden erleiden will.

Durch Spielen an einem Auto in den Tod

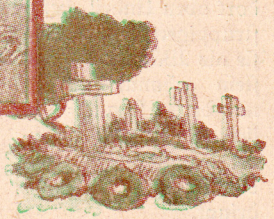
In F. vergnügten sich vor kurzem 2 Knaben im Alter von 8 und 9 Jahren auf einem Kleinauto. Plötzlich setzte sich der Wagen auf die Saane zu in Bewegung und fuhr mit den beiden Kindern ins Wasser. Da der Fluß zurzeit Hochwasser führte, wurden die beiden Knaben von der Strömung abgetrieben und konnten nicht gerettet werden.



Für viele Kinder ist es ein besonderes Vergnügen, an stehenden Fahrzeugen herumzuspielen. Zunächst sieht man sich den Wagen aus einiger Entfernung an: dann, wenn alles sicher ist, nimmt die Dreistigkeit zu, schnell ein Hupensignal und um die nächste Ecke. So geht es eine ganze Zeit, bis die Lust erwacht, sich noch weiter zu betätigen. Alles wird gleich betastet, zuletzt sogar die Wagentür geöffnet und stolz der Führersitz eingenommen. Was bedeutet denn diese Stange? Die ist ja beweglich! Im nächsten Augenblick kommt der Wagen auf der abschüssigen Straße ins Rollen, der Knabe hat die Handbremse gelockert, und nun ist kein Halten mehr, das Fahrzeug läuft führerlos ins Verderben ...

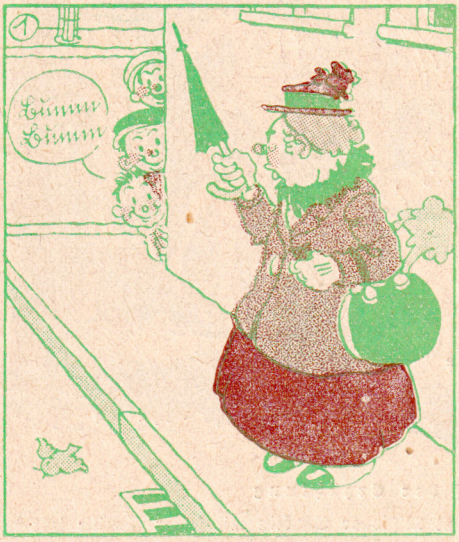
Der Kraftwagen und das Motorrad sind Fahrzeuge, die nur durch eine kundige Hand bedient werden können. Wer also an irgendeiner Einrichtung spielt, kann großes Unheil dadurch hervorrufen. Laßt daher eure Hände davon: ein falscher Griff beschädigt unter Umständen eine Vorrichtung, die für die Sicherheit des Fahrzeuges unbedingt nötig ist.

Merke: Spiele nicht an stehenden Fahrzeugen. Ein unbedachter Griff kann dich und andere in große Lebensgefahr bringen!



DAS VERFEHLTE ZIEL

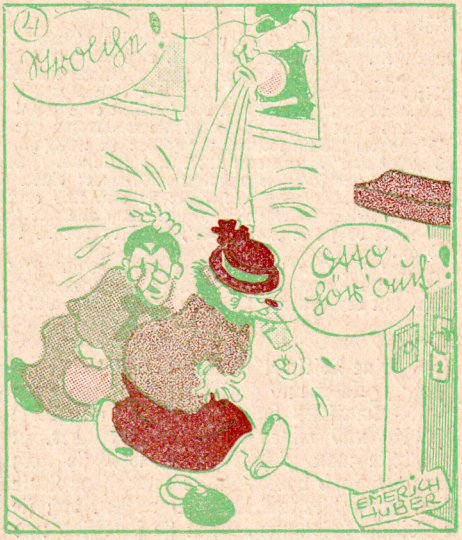
VON W. GUISE



Ich hol' euch! droht Frau Bumm den Rangen,
Die ihr so frech ein Spottlied sangen.
Schnell flüchten sie in die Verstecke
Und lauschen listig um die Ecke.

Frau Bumm klagt ihre Not dem Manne,
Der füllt mit Wasser eine Kanne
Und legt sich tapfer auf die Lauer,
Frau Bumm will zu der Base Bauer.

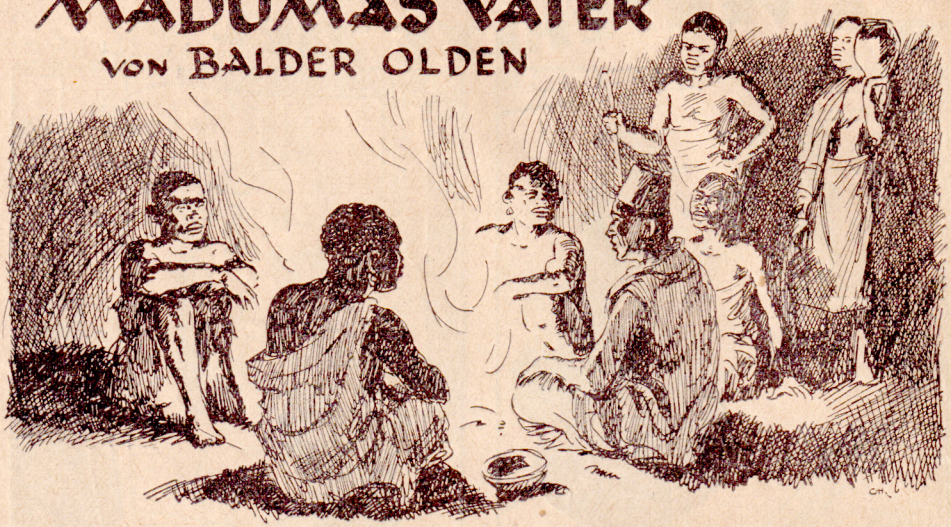
Doch vor dem Hause trifft sie gleich
Die sehr geschwätzige Frau Bleich ...
Da plötzlich schießt der ganze Chor
Mit Lärm aus dem Versteck hervor.



Herr Bumm, am Fenster, schimpft und gießt,
Das Wasser fällt und rauscht und fließt.
O weh, im Zorn gelang's nicht recht,
Nun geht's den beiden Frauen schlecht!

MADUMAS VATER

von BALDER OLDEN



Bisheriger Verlauf der Erzählung

Aus seiner alten Heimat Afrika ausgewiesen, wohnt Missionar Schukrin mit seiner Familie jetzt in Hannover.

Endlich kommt die langersehnte Botschaft: „Heim nach Boloti."

Frau Schukrins Bruder, Onkel Gregorius, ist damals in Afrika verschollen.

Rudi ist fest davon überzeugt, daß sein Onkel noch lebt. — Wieder in Afrika! Arbeit und tausend interessante Dinge treffen Schukrins an. Der Jubel der Schwarzen über ihre Ankunft ist groß.

Mit Feuereifer geht es an den Hausbau. „Jumbe", der Dorfschulze, kommt zur feierlichen Begrüßung. Auch „Sefu", Herrn Schukrins früherer Diener, und das einst im Kriege erbeutete Maultier fehlen nicht. Nur die kleine „Maduma", Onkel Gregorius' Töchterchen, fehlt. Wo mag das Kind stecken?

„Maduma" wird von Frau Schukrin reich beschenkt, doch bleibt sie scheu und stolz. Sie mag von den Weißen nichts wissen.

Zu Rudi gesellt sich der gleichalterige „Muhmadi", und Rudi prahlt vor „Muhmadi" mit seinen Schulkenntnissen. „Muhmadi" versteht, was weit wichtiger ist, drei Eingeborenensprachen, kann Fährtenlesen.

Rudi fordert „Muhmadi" zum Wettlauf heraus. Aber das wird ein großer Reinfall für den kleinen Rudi; denn „Muhmadi" ist flink wie eine Gazelle.

„Maduma" fordert von den Weißen eine Wunderseife, damit sie ihre braune Hautfarbe abwaschen kann.

Aus allen Dörfern kommen die Schwarzen zur Arbeit. Das Haus ist schon fix und fertig. Rudi muß zwischendurch tüchtig lernen, um später in Deutschland sein Examen zu machen. Die kleinen Boloti-Kinder und „Maduma" kommen zu Rudi in die Schule. „Maduma" ist fleißig, aber auch immer noch sehr stolz.

Beim Morse-Lesen zerbricht „Maduma" einen Spiegel. Rudi, sehr zornig darüber, schickt „Maduma" nach Hause. „Muhmadi" tritt für sie ein, und es kommt zu einem regelrechten Boxkampf. Aber trotz der mächtigen Keilerei bleiben die beiden nach wie vor treue Freunde.

Rudi darf mit ins „Pori", denn er hat 25 Ringe geschossen. Wie ein großer Jäger schleicht er das Wild an.

Aus Versehen trifft er eine Geiß. Rudi ist sehr zerknirscht über sein Vergehen. „Maduma" bittet Rudi, an ihren verschollenen Vater einen Sonnenbrief, sie meint die Morse-Zeichen, zu schreiben. Rudi verspricht, den verschollenen Onkel zu suchen. Als Dank schläft „Maduma" zum erstenmal im Hause der Weißen.

(7. Fortsetzung)

„Keine Peitsche!" hatten die Wa-Tschagga gelacht und gehöhnt. Das mußte ein komisches Land sein, in dem es keine Disziplin und keine Arbeit gab. Kinder, ja die dürfte man nicht schlagen, weil sie noch keinen Verstand haben. Aber erwachsene Leute haben ihren Verstand, um zu wissen, daß sie die Peitsche bekommen, wenn sie faul sind und sich dem Befehl ihres Herrn nicht fügen.

„Wie nennst du dich, großer Verkünder des Heils?" hatten sie den Fremden gehöhnt.

„Jussuf bin Jussuf."

Seine Lippen waren dünner als die der Neger, seine Nase schmal und wie ein Schnabel, seine Augen größer, schärfer geschnitten. In seinen Ohren hate er kein Messing getragen, das die Ohrlappen anderer Leute so lieblich bis zu den Schultern zieht, nur einen goldenen Knopf im Nasenflügel, sonst gar keinen Schmuck. Trotzdem machte er den Eindruck eines wohlhabenden Mannes.

„Jussuf bin Jussuf, grüße das Land am großen See, in dem es keine Peitsche gibt, und erzähle anderen Leuten dein Märchen."

„Ich hörte von einem weißen Mann", erzählte Jussuf, der den Hohn nicht zu spüren schien und ruhig weiter seine Pfeife rauchte, „daß auch in Europa kein Schensi geschlagen

wird. Kinder werden vielleicht von ihren Eltern so gestraft, aber niemals Erwachsene!"

„Wie heißt der Europäer, der so Merkwürdiges erzählt?"

„Bwana Raffiki von Boloti!"

Der Fremde hatte sich erhoben; die Decke um seinen hohen, starken Leib geschlagen, stand er reisefertig.

„Lebt seine Bibi?" fragte er nachlässig, als hätte er es eilig und wollte nur Abschiedsworte sprechen. „Lebt Fatuma noch, lebt ihr Junges?"

Fatuma tot? Das Junge, ein kleines Mädchen, fährt morgen mit allen Weißen nach Uleia? Es erregte ihn nicht. Ja, ja, der Krieg war nun vorbei, und es kehrte jeder zu seinem Stamm zurück. Jetzt waren die Wa-Ingresa, die Engländer, Herren im Land, und die Deutschen mußten von dannen. So war es der Wille Gottes . . .

„Gute Nacht also, Dank für Feuer und Tschakulla, ihr Leute von Boloti. Jambo ssana!"

„Halt, Jussuf bin Jussuf!"

Der tapfere Sefu, damals eben erst heimgekehrt aus vielen Kriegssafaris und Schlachten, Freund des Bwana Heiliges Buch und der Seinen, war dem schnellen Fremdling ins Dunkel nachgeeilt . . . Wirklich, nur Bwana Raffiki, der nie einen Menschen schlug, nie zornig und böse war, konnte dieses Mannes Herr sein! Es war untrüglich, daß Jussuf gesandt war, nach Fatumas Schicksal und dem ihres Kindes zu fragen.

„Du kehrst zurück zu Bwana Raffiki? Sag' ihm Salaam von mir und meinen Freunden, Salaam von seinen Dienern und ihren Frauen, Salaam von allen Kindern und Salaam von allen Tieren in Boloti. Sag' mir, daß ich's deutlich höre und mein Herz sich freut: Bwana Raffiki lebt, und du wirst ihm unser Salaam überbringen?"

Im Flüsterton kam die Antwort:

„Höre, was ich deinen Ohren anvertraue, weil du sein Freund bist, Sefu! Er lebt, dort lebt er, weit, weit! . . ."

Dabei hatte Jussuf mit seinem Wanderstab gen Westen gezeigt.

„Laß es in keines Weißen Ohr fallen, wenn du sein Leben nicht zerstören willst! Sein Bruder, selbst die eigene Schwester, darf es nicht wissen . . ."

Der Fremde war davon geeilt, auf schnellen Füßen, die gewaltige Schritte taten. Er ging in der Richtung, die er gewiesen, ging fest wie einer, der Weg und Steg kennt. —

Sieben Jahre lang hatte kein weißes Ohr von diesem nächtlichen Gast und seiner Kunde gehört. Nun war sie doch in Rudis Ohr gefallen, Maduma hatte ihm alles gesagt. Die Weißen hatten ihr den Vater geraubt, verwehrten ihm, sein Kind zu sich zu holen. Deshalb haßte sie die Weißen!

Durfte sie nicht sein liebes Junges, des guten Herrn Tochter sein, dann wollte sie auch nicht unter Weißen leben und ihnen ähnlich sehen. Sie wollte als Schensikind heranwachsen und lieber Lasten tragen, Körner mahlen, niedrig sein, als vaterlos, mutterlos am Tisch der Herren sitzen!

Nur um ihm einen Brief schreiben zu können, wenn vielleicht Jussuf bin Jussuf doch noch einmal aus dunklem Pori emporstieg, hatte sie sich in Rudis Schule gefunden. Nur damit Rudi der Sonne einen Brief an ihren Vater diktierte, hatte sie sich auf der Telegraphenstation zu den Jungens gesellt. Nun sollte Rudi ihr Helfer werden, da er alles wußte: sollte mit ihr gen Westen ziehn, durchs Pori, über die Berge — bis sie ihn fanden, viele Monde lang.

„Ich werde deine Sklavin sein, Bwana Rudi. Ich werde deine Feldflasche und dein Gewehr tragen. Ich will dir Tschakulla kochen und zu deinen Füßen schlafen, wachsam wie ein Hund, der dir fehlt. Ich werde nicht klagen über Dornen und Steine, Hunger leiden und Durst leiden. Wenn ich sterben muß, sollst du mich an deinem Weg sterben lassen, ohne dich umzuwenden. Geh ihn suchen und nimm mich mit, Bwana Rudi, mein guter, hoher Bruder."

(Fortsetzung folgt)

Beim Zahnarzt

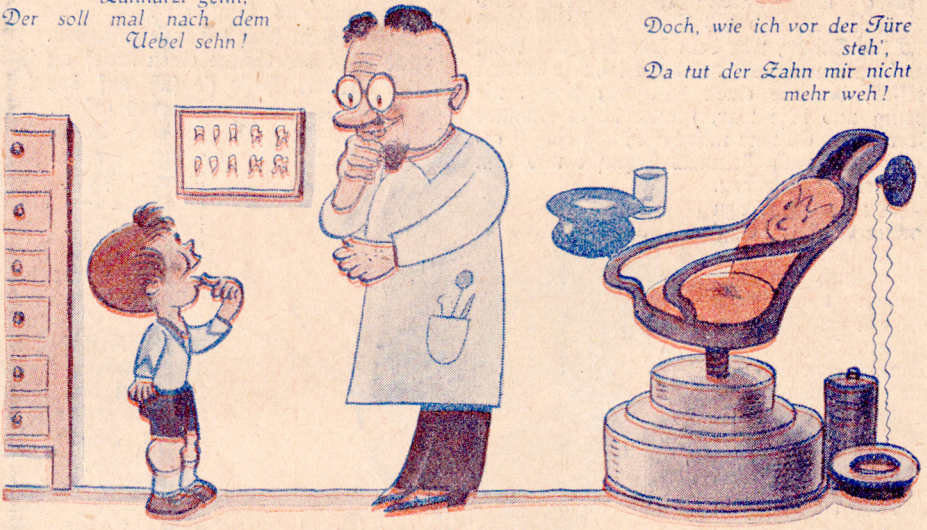
Der erste Zahn

Der schlimme Zahn

O je, o je, o je,
Mir tut der Zahn so weh.

Ich muß jetzt rasch zum Zahnarzt gehn,
Der soll mal nach dem Uebel sehn!

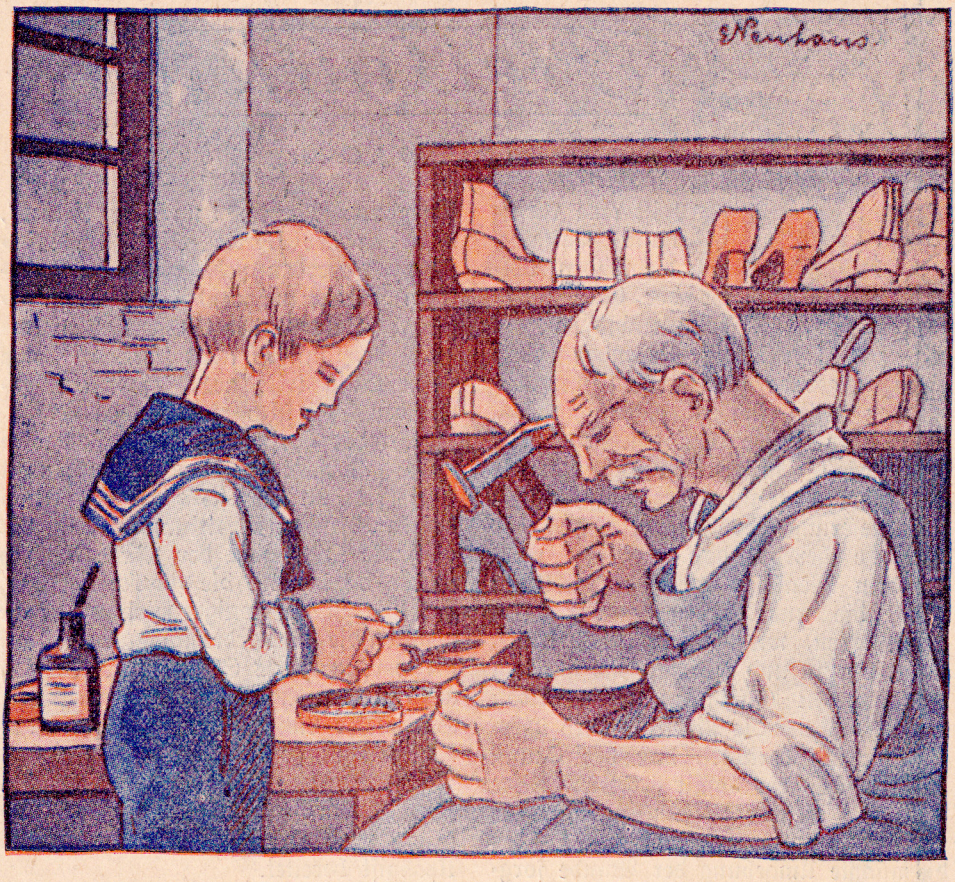
Doch, wie ich vor der Türe steh',
Da tut der Zahn mir nicht mehr weh!



Bitte schön, Herr Doktor Kraus,
Es schmerzt ein Zahn, der muß wohl raus?!

Na, zeig' mal her, du kleiner Freund,
Du bist recht tapfer, wie mir scheint!

Mach' dir's im Stuhle hier bequem,
Dann ist die Sache gleich geschehn!



Der Schuhflicker

Von Franz Mahlke

Ich weiß es, ihr wollt ihn ja nicht kränken; aber warum sagt ihr immer so gedankenlos: der Schuster. Da klingt eine leise Verächtlichkeit mit, die ihr gar nicht empfindet und der liebe Meister vielleicht auch nicht mehr.

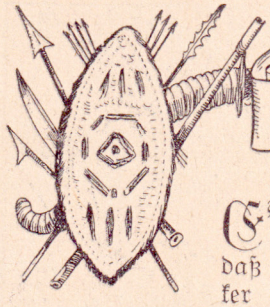
Er macht alle eure Stiefelinvaliden gesund in seiner kleinen Kellerstube. Seid doch ein bißchen dankbar dafür!

Ihr müßt eure schmutzigen Papierscheine nicht so hochmütig auf seinen Werktisch werfen und denken, ihr habt ihm alles bezahlt. Was ihr ihm gebt, hat er zu Recht zu fordern, und es reicht kaum für sein kärgliches Mahl.

Ihr müßt zusehen, daß ihr den armen Schuhflicker ein bißchen reicher macht. Ihr habt es doch? — oder nein? — Hört mal zu!

Wenn ihr wieder zu ihm kommt, dann müßt ihr ihm ein fröhliches Herz mitbringen. Mit ein paar lieben Worten sollt ihr die altersmüden Schuhflickeraugen blank machen. Ihr könnt damit den Sonntag in seine arme Kellerstube tragen.

Sagt doch einmal recht freundlich zu ihm: „Lieber Meister — — —.“ Na, — ihr habt es doch! —



Pfeilgifte

Von Professor J. Gaber

Es ist eine rätselhafte Tatsache, daß die wilden Völker der Erde unter der unendlichen Zahl der zur Verfügung stehenden Giftpflanzen gerade die stärksten, herzlähmenden Gifte sich zu eigen machten. Daß aber solche Entdeckungen nicht dem Zufall zuzuschreiben sind, sondern auf jahrtausendalter Beobachtung und Ueberlieferung beruhen, geht aus der Tatsache hervor, daß dieselben wohl die dem Menschen weniger schädlichen Gifte, die nur eine erregende Wirkung haben, wie Coffein, Tee, Mate, Kola, Chinin und Kokain, sehr gut von den anderen Giften zu unterscheiden wußten. Ueber die Pfeilgifte wird übereinstimmend berichtet, daß der Genuß des Fleisches der damit getöteten Tiere nicht mit Gefahr verbunden ist, wenn der Jäger nach Erlegung des Wildes die nächste Umgebung der Wunde sorgfältig herausschneidet.

Eines der berüchtigsten Gifte ist das der Dajakker auf Innerborneo, mit dem sie ihre Blasrohrpfeile bestreichen. Es sind hauptsächlich drei Bäume, die das Gift liefern, nämlich Strychnos Tiente, Antiaris toxicaria und Derris elliptica. Der aus Antiaris toxicaria, dem „Sirenenbaum", herausfließende Saft wird gekocht, bis er weiß und wachsartig erscheint. Rinde und Saft vom Strychnos Tiente, dem „Upasbaum", und von der Derris elliptica, „Tubapflanze", werden nebst einigen unwichtigen Zutaten während des Kochens zugefügt. Solange der Sirenensaft wachsartig ist, kann er nicht schaden. Seine Giftwirkung tritt aber sofort ein, sowie der Saft schwarz geworden ist.

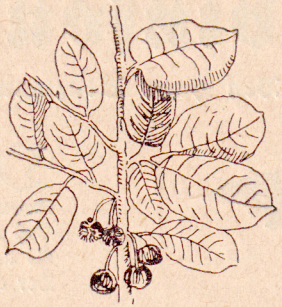
Bei der Herstellung des Giftes wird große Vorsicht und Verschwiegenheit beobachtet, da diese stets das Geheimnis des betreffenden Medizinmannes ist, der auch die Oberschicht der Masse für sich behält, da dieselbe die stärkste Wirkung hat. Die untere, weniger wirksame Masse erhalten die Käufer, die sich selbst nicht auf die Bereitung des Giftes verstehen. Sie wird in Bambusröhren von etwa sechzig Zentimeter Länge und fünf Zentimeter Durchmesser gefüllt und nach unserem Gelde mit ungefähr 20 Mark bezahlt. Das „Kurare"-Gift der Indianer Brasiliens wird auf ähnliche Weise wie das Upasgift bereitet.

Es ist merkwürdig, daß sich in den Urwäldern am Amazonas dieselben Giftpflanzen befinden wie auf Borneo; eben-

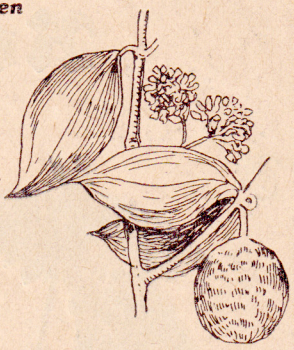
Dajakker bereiten Gift für ihre Blasrohrpfeile

Die drei berüchtigsten Giftpflanzen

Tubapflanze (Derris elliptica)



Sirenenbaum (Antiaris toxicaria)

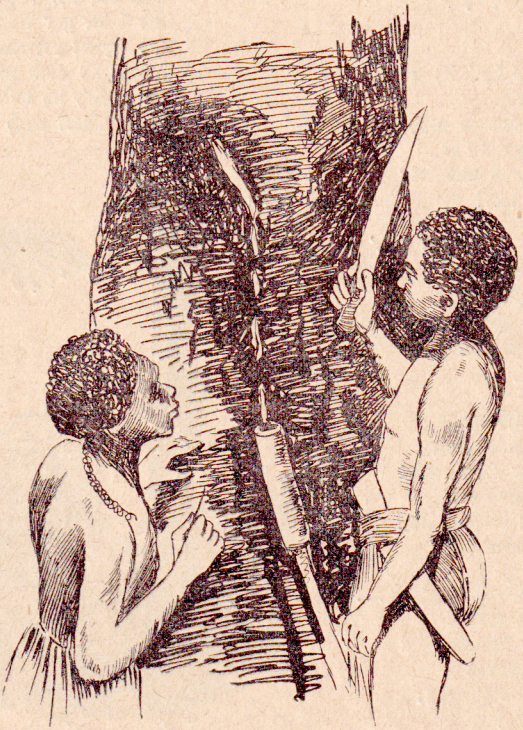


Upasbaum (Strychnos Tiente)

so seltsam ist es, daß es kleine, spannlange Bambussplitter sind, die als Pfeile verwendet werden und die in einer Entfernung von 30 bis 40 Schritt aus einem mannslangen Rohr herausgeblasen werden. Mag bei dem getroffenen Opfer auch nur die Haut geritzt sein, so ist der Schuß doch unbedingt tödlich. Ein Tiger ist dem erfolgreichen Schützen ungefährlich. Getroffen, zuckt er zusammen; fast im Augenblick sind seine Gliedmaßen gelähmt. Der Todeskampf dauert nur einige Minuten.

Die Indianer erkennen nicht nur am Aussehen des Giftes, wie alt es ist, sie sehen auch, von wem es herrührt, da ja die Herstellung stets das Geheimnis bestimmter Familien ist, die nach eigenen Rezepten verfahren. Die Buschmänner in Südafrika gebrauchen wiederum Schlangengift sowie ein seltsames, aber furchtbares Gift, das sie aus gewissen Käferlarven gewinnen. Beide Gifte werden im flüssigen Zustande auf die Pfeilspitzen gestrichen und an der Sonne getrocknet.

Am Kongo haben die Neger ein Gift, dessen Wesen noch nicht erforscht ist, in der Hauptsache besteht es aus dem Samen einer Schlingpflanze, deren Ranken bis in die Wipfel der höchsten Bäume klettern. Die anderthalb Fuß langen Fruchtschoten umschließen eine Menge Körner, die kümmelähnlich in seidenartige Fäden gehüllt sind. Dieser Samen wird zu Brei gekocht und mit einer geheimnisvollen Masse vermengt. Dieses Gift tötet einen Elefanten im Zeitraum einer Viertelstunde. Die Wirkung äußert sich so, daß die getroffenen Tiere das Bestreben zeigen, ans Wasser zu gelangen. Kaum aber haben sie ihren Durst gelöscht, so brechen sie zusammen.



Einholen des Jpohgiftes für Blasrohrpfeile

Robinsonade

Von Hans Benzmann

Da steht der alte Robinson
Mit seiner Lamamütze.
Gewundert hat mich immer schon,
Daß er in dieser Hitze
Es aushält in dem dicken Fell,
Der alte Sturmgesell!

Doch wäre ich an seiner Stell',
Ich tauscht', so sehr ich schwitze,
Auch nicht den Pelzhut und das Fell
Mit einem Königssitze!
Und auch der Schirm aus Palmenblatt
Was ganz Besondres hat.

Er hält ihn majestätisch fast
Als wie ein Mandarine:
Das Lama vor ihm trägt die Last
Mit rührend schöner Miene —
Das ist doch wirklich allerlei —
Dazu der Papagei!

Sitzt auf der Schulter seinem Herrn
Und blickt gar klug und treu
Und spricht vertraulich manchmal gern,
Und ist es auch nicht neu —
Ich wollt', ich wäre Robinson —
Ich amüsiert mich schon ...

Gesagt, getan. Flugs hol' ich mir
Des Vaters Winterpelz.
Schön scheint die Sonne ja auch hier,
Fast tropisch — mir gefällt's!
Das Zimmer ist so groß und leer
Als wie das Weltenmeer!

Nun sitz' ich auf dem Tisch, als wär'
Ich schon im Inselreich.
Sieht dieser liebe Teddybär
Nicht einem Lama gleich?
Und unser Hänschen sitzt dabei,
Das ist mein Papagei.

Die Kokosnüsse mal' ich mir,
Kleb' sie dem Stuhl ans Bein,
Bald stehn vor meiner Höhle hier
Vier Palmen schlank und fein!
Wie schön sich nun in diesem Nest
Von Kannibalen träumen läßt!

Und kommt mal erst die Regenzeit ...
Dann fahren wir nach Haus!
Ich freu' mich meiner Warte heut
Und blick' ins Meer hinaus —
Jetzt bin ich recht der Robinson:
Ich amüsier' mich schon!

An die Heimat

Mein Herz jubelt über dich, herrlich deutsche Heimat, und mein Mund wird nicht müde, deine Schönheit zu rühmen.

Schön sind deine Wälder und Wiesen. Schön sind deine Seen, dahinein mit goldenem Lächeln der Himmel blickt. Schön sind auch die Heimstätten der Menschen in deinem Schoß.

Sorglos wird mein Herz unter deiner Sonne und vergißt alles Tageleid an deiner Brust.

Freudvoll ist mein Wandern in deinen Wäldern. Herrlich ist das Lobgetön der bunten Sänger in den Zweigen deiner Bäume.

Du bist allen eine liebe Mutter und Freundin.

Im Schatten deiner Wälder geht meine Seele weit auf und lauscht mit Andacht den Schlägen meines Herzens.

Meine suchende Seele ahnt die Nähe deiner unsichtbaren Wesen, wenn ich im Grase liege, auf der Wiese, nahe dem Walde.

Gut sind alle Wesen in dir. Sie haben Gesetze der Liebe. Meine Seele flieht aus der wirklichen Welt gern in dein geistiges Reich.

Schön ist der Abend, wenn die sinkende Sonne noch einmal glühend den Saum deiner Wälder küßt, dann ist Ruhe ringsum, weltentrückte, allumspannende Ruhe.

Gern bereitest du mir ein Nachtlager an deiner Brust und läßt mich erst erwachen, wenn des Morgens rosige Fackel im dämmernden Osten emporklimmt.

Erfrischung spendest du mir aus deiner Quelle, die zwischen Moosen und Steinen hervorspringt in kristallener Klarheit.

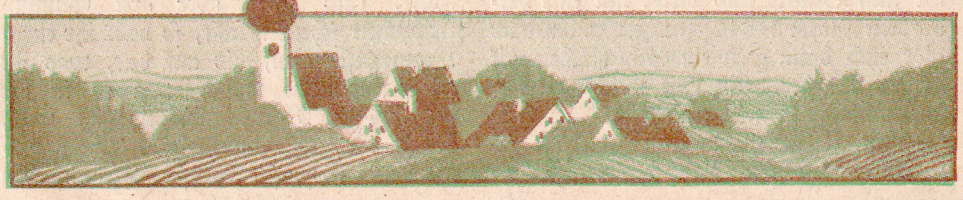
Wohlgestärkt steige ich hinab in das liebliche Dorf am Fuße des waldigen Berges und höre die Glocke des Kirchleins feierlich tönen über den friedlichen Häusern. Andacht läßt meine Hände falten zu einem inbrünstigen Gebet unter deinem Himmel.

Fröhlich grüßt mich der Landmann, der am frühen Morgen seine Pferde auf den Acker hinausführt. Herzlich bewillkommt mich auch der Schäfer. Er zieht mit der klingenden Herde hinaus auf die sonnige Weide.

Ich komme ins Dorf. — Ueberall, wohin ich mich wende, rühren sich gernschaffende Menschen und haben bei ihrem Tagewerk manches liebe Lied auf den Lippen. Ueberall, wohin ich lausche, ist Jubel über dich. Ueberall lacht Freude aus jedem Blick. Die ganze Kreatur liebt und besingt dich in einem heiligen Lobgesang:

„Herrlich, herrlich bist du, deutsche Heimat in deiner göttlichen Schönheit."

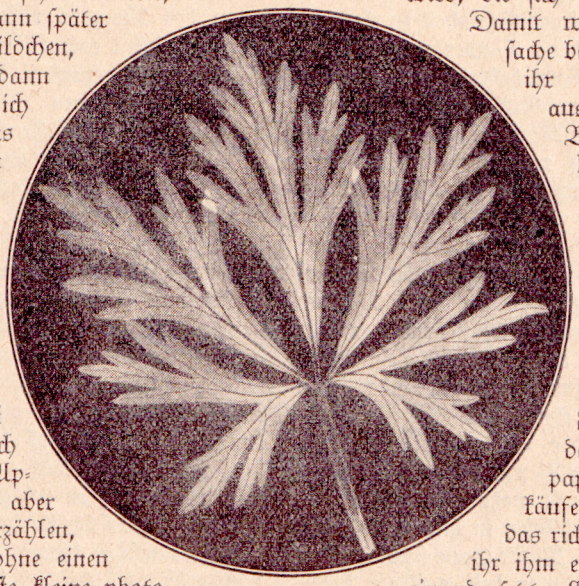
Walter Guise



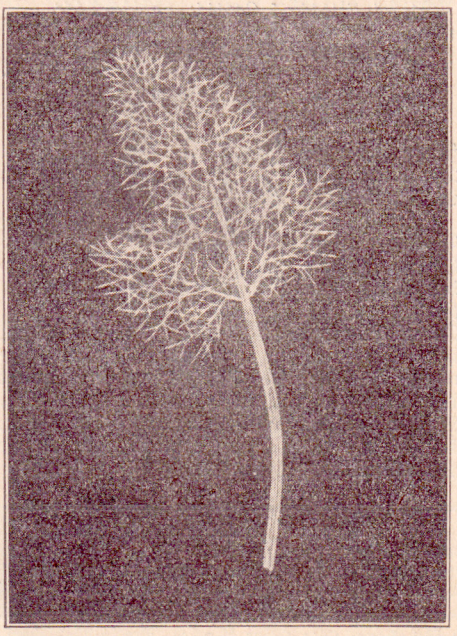
Wir photographieren ohne Apparat

Meine lieben kleinen Freunde!

Euer großer Bruder oder vielleicht auch der Vetter Paul haben sicherlich eine photographische Kamera. Wenn einer oder der andere euch nun beim Sonntagsausfluge abgeknipst hatte, wie ihr im Grünen euer Vesperbrot schnabuliertet, und ihr saht dann später das nette Bildchen, sagtet ihr euch dann nicht: „Wenn ich doch auch so was Hübsches machen könnte!“ Nun ja, das Photographieren ist zwar keine Hexerei, aber ihr seid doch noch etwas zu jung dazu. In zwei oder drei Jahren schenkt euch Vater einen Apparat; für jetzt aber will ich euch erzählen, wie man auch ohne einen solchen allerliebste kleine photographische Arbeiten, wie Glückwunschkarten und Neujahrsgrüße, anfertigen kann. — Nein, es kostet gar nicht so viel, wie ihr denkt. — Also zunächst geht ihr zum Bruder und bittet um eine verdorbene Platte 9×12 Zentimeter. Mutter gibt euch dann gern ein Schüsselchen mit heißem Wasser. In ihm weicht die Gelatineschicht schnell und läßt sich abwaschen. Mit einem, in feine Asche getauchten feuchten Läppchen, läßt die Scheibe sich dann blitzblank polieren. Aus steifer Pappe schneidet ihr euch darauf ein Stück, genau so groß wie die gesäuberte Glasscheibe. Aus recht zähem, aber nicht zu dickem Papier wird ein 9 Zentimeter langes und 2 Zentimeter breites Streifchen geschnitten. Dieses klebt ihr dann so um das eine kurze Ende des Scheibchens, daß es mit der Pappe zu einer kleinen Mappe verbunden wird, die sich aufklappen läßt. Damit wäre die Hauptsache beschafft, ohne daß ihr einen Pfennig ausgegeben hättet. Beim Photohändler kauft ihr euch ein Päckchen „Satrapid“, 9×12 Zentimeter. Es kann auch einen anderen Namen haben, wenn es nur ein glänzendes, selbsttonendes Auskopierpapier ist. Der Verkäufer wird euch schon das richtige geben, wenn ihr ihm eure Absicht auseinandersetzt. Ein Päckchen von 10 Blatt kostet etwa 65 Pfennig. Dann laßt euch aber auch gleich für 10 Pfennig Fixiernatron geben. Wenn ihr dann im Papierladen, wo ihr eure Schulhefte kauft, euch zwei oder drei Gummistrippchen schenken laßt, so habt ihr euren Kram zusammen, bis auf das, was ihr photographieren wollt. Da es in die angefertigte Mappe hineinpassen muß, könnt ihr nur ganz platte Dinge verwenden. Gepreßte Gräser, Flaumfedern



oder Stückchen von Spitzengeweben sind recht geeignet. In einer dunklen Zimmerecke öffnet ihr euer Päckchen „Satrapid"-Papier, zieht ein Blatt heraus und legt es, mit der glänzenden Seite dem Glase zugewendet, in die kleine Mappe. Darauf kommen die platt getrockneten feinen Blättchen, Blumen oder was ihr sonst für geeignet erachtet. Das Ganze wird mit einem Gummistrippchen am offenen schmalen Ende geschlossen und auf dem Fensterbrett dem Tageslicht ausgesetzt. Mittlerweile habt ihr in einem halben Liter Wasser einen Eßlöffel Fixiernatron, welches zwar unschädlich, doch dem Magen eines kleinen Jungen nicht zuträglich ist, aufgelöst. Zwischendurch hat das Licht dem Papierblatte eine prächtige, dunkelpurpurrote Färbung gegeben. Oeffnet ihr jetzt die Mappe, so seht ihr zu eurer Freude, daß sich die Gräser oder Blätter mit wunderbarer Feinheit in ihren zierlichen Umrissen hell auf dunklem Grunde abzeichnen. Aber nun schnell in die dunkle Ecke und hinein mit dem Blatt



in einen flachen Teller, in den ihr die Auflösung von Fixiernatron gegossen habt. Nach drei Minuten ist dann das Bild gegen weitere Einwirkung des Lichtes gefeit. Die Lösung gießt ihr in eine Flasche, um sie wiederholt gebrauchen zu können. Der Teller wird mit reinem Wasser gefüllt und in ihm unter fünfmaligem Wechsel, mit Zwischenräumen von je fünf Minuten, das Bild von dem Fixiernatron sorgsam befreit. Freihängend laßt ihr es trocknen. Das Päckchen mit den unbelichteten Blättern müßt ihr aber immer geschlossen halten, damit sein Inhalt nicht, vom Licht getroffen, anläuft und verdirbt. Der Bruder wird euch schon Weisung geben. Ihr könnt aber euren Erfindungsgeist anstrengen, um nette Zusammenstellungen zu ersinnen. Legt zum Beispiel ein Stückchen schwarzen Tüll unter die Pflanzenteile, um eine zierliche Musterung der Grundfläche zu erhalten. Oder schreibt auf ein winziges Streifchen Pauspapier „Ich gratuliere" und legt es so, daß es mitkopiert.

Carl Breuer

Koch-Rezepte

– so schön macht meine Mutter die Torte auch; zum Backen hol' ich dann immer

Neue Mürbetorten

Leicht und schnell herzustellen, dabei preiswert ist eine Randtorte aus Mürbeteig mit allerlei leckeren Füllungen.

Schokoladenkruste mit Sahnefrüchten

Zutaten: 100 Gramm Margarine „Rama im Blauband", 100 Gramm Zucker, 250 Gramm Mehl, 2 Eßlöffel Kakao, 2 Eier, 1 Löffel Vanillezucker, 1 Teelöffel Backpulver.

Zur Füllung: 1/2 Pfund Kirschen, 1/2 Pfund Erdbeeren, Zucker, 1/4 Liter Schlagsahne.

Zubereitung: Von „Rama im Blauband", Zucker, Mehl, Eiern, Kakao, Vanillezucker, Backpulver arbeitet man den Teig, der mit hohem Rand in die gefettete Backform kommt und garbäckt. Die entsteinten rohen Kirschen und Erdbeeren mariniert man in Zucker und mischt sie mit der geschlagenen Sahne als Füllung in den erkalteten Kuchen.

Gefüllte Palmintorte

Zutaten: 1/4 Pfund „Palmin", 100 Gr. Zucker, 1 bis 2 Eier, 1 Likörglas Rum oder Arrak, 1/2 Pfund Mehl, 1 Teelöffel Backpulver.

Zur Füllung: 1/2 Pfund Früchte oder 1/4 Pfund Fruchtgelee, zum Guß 100 Gramm Schokolade, 4 Eßlöffel Zucker, 4 Löffel Wasser, 1 Teelöffel „Palmin".

Zubereitung: Das geschmolzene „Palmin" rührt man mit dem Zucker, gibt Rum, Eidotter, Mehl, Backpulver, Eiweißschnee hinzu. Der Teig bäckt in gefetteter Sturzform 3/4 Stunde. Nach Erkalten schneidet man vom Kuchen einen Deckel ab, streicht die Fruchtfüllung darauf, drückt die obere Kuchenplatte darüber und bereitet den Guß, zu dem man Schokolade, Zucker, Wasser erhitzt, mit „Palmin" verrührt, damit der Guß Glanz erhält, und streicht ihn warm über die Torte.

Fr. B.

Beim Einkauf von Margarine „Rama im Blauband" erhält man umsonst jede Woche die Jugendschrift „**Rama** im Blauband **Woche**".

Fehlende Nummern sind gegen Ersatz unserer Portoauslagen von 5 Pfg. (in Briefmarken) pro Exemplar erhältlich von „**Rama** im Blauband **Woche**", Berlin C 2, Union-Haus, Burgstraße.

Verlag Lintas G. m. b. H., Berlin. Verantwortlicher Redakteur: Otto Heinz Palm, Berlin-Mahlsdorf
Druck: Rudolf Mosse, Berlin SW 100.